

**Predigt zum 20. Sonntag am 16.08.2020 um 10.00 Uhr in der
Krankenhauskirche, Evangelium: Mt 15,21-28**

Liebe Schwestern und Brüder!

Es liegt in der Natur des Menschen, dass wir uns abgrenzen. Dieser und diese gehören zu meiner Familie und jener und jene nicht. Dieser und diese gehören zu meinen Freunden und Freundinnen und jener und jene nicht. Dieser und diese gehören zu meinem Volk und jener und jene nicht. Dieser und diese gehören zu meiner Partei oder politischen Einstellung und jener und jene nicht. Dieser und diese gehören zu meiner Religion und jener und jene nicht. Das wir uns abgrenzen ist sogar notwendig, alles andere wäre auf Dauer eine Überforderung oder Überfremdung. Die Psychiater haben dafür den Spruch erfunden: Wer sich nicht abgrenzt, der ist nicht ganz dicht. In der Tat ist es so, dass manche psychische Krankheiten dadurch mitverursacht werden, dass ein Mensch sich zuwenig abgrenzt. Abgrenzung ist keine Sünde, aber sie kann durchaus zur Sünde werden, wenn ein Mensch oder eine Gruppe sich respektlos und gewalttätig von anderen abgrenzen. Das musste auch Jesus lernen. So sieht das jedenfalls eine theologische Richtung, die die menschliche und göttliche Seite im Wesen Jesu nicht einfach vermischen möchte, sondern behauptet, dass auch Jesus wie jeder Mensch lernen musste, an seinen Vater im Himmel zu glauben. Mit dem Unterschied, das sein göttliches Wesen, sein göttliches Herz ihn stets auf den Weg der Wahrheit, des Glaubens und der Liebe brachte.

Da ist die kanaanitische Frau mit ihrem psychisch kranken Kind und ruft Jesus als Sohn Davids um Hilfe an. Jesus tut als erstes so, als habe er das Problem nicht gesehen. Das ist typisch für uns Menschen. Wenn es ein Problem gibt, tun wir erst einmal so, als hätten wir nichts gesehen. Oder andere sagen: Warum soll gerade ich helfen. Da stehen ja noch viele andere herum. Es ist wissenschaftlich erwiesen, dass wenn ein Mensch auf einem öffentlichen Platz überfallen wird, niemand die Polizei zu Hilfe ruft, weil jeder sich damit entschuldigt, da hat bestimmt schon einer vor mir angerufen. Jesus, der Herr und Lehrer, lernt, auf seine Schüler zu hören, die ihm sagen: „Befrei sie von ihrer Sorge, denn sie schreit hinter uns her.“ Das ist lästig. Sie wollen das Problem loswerden. Ob sie helfen wollen, ist nicht einmal ganz sicher. Auch Jesus will nicht helfen. Er grenzt sich mit der Antwort ab: „Ich bin nur zu den verlorenen Schafen des Hauses Israel gesandt.“ Da hat er völlig Recht. Er hatte 40 Tage in der Wüste gebetet und meditiert, um den Auftrag, den er von seinem Vater für die Menschen und die Welt bekommen hatte, klarer zu erkennen. Offensichtlich war dabei im Hören auf seinen Vater herausgekommen, dass sein Auftrag sich im eigenen Volk Israel verwirklichen sollte. Die kanaanitische Frau treibt Jesus allerdings völlig in die Enge, als sie vor ihm niederfällt und weiter um Hilfe bittet. Was soll er jetzt machen? Er gibt die Antwort, die damals die meisten in Galiläa gegeben hätten. Die Israeliten bezeichneten die umliegenden Völker, die nicht zu dem von Gott auserwählten Volk Israel gehörten und die göttlichen Gebote nicht befolgten als despektierlich als Hunde. Darauf spielt Jesus an, als er antwortet: „Es ist nicht Recht, das Brot den Kindern wegzunehmen und den Hunden vorzuwerfen.“ Heute hören wir

bei uns ähnliche Sätze, wenn Türken als Kanaken bezeichnet werden oder behauptet wird: „Das Boot ist voll. Wir können doch nicht die ganze Welt aufnehmen.“ An solchen Behauptungen ist natürlich immer etwas wahres dran. Aber der Teufel arbeitet immer mit Verallgemeinerungen und Übertreibungen. Jesus bekommt durch einen konkreten Menschen, der vor ihm niederfällt, einen neuen Blick auf die kanaanitisch-israelitischen Differenzen. Er lernt ganz offensichtlich durch die kluge Antwort: „Ja, du hast Recht, Herr! Aber selbst die Hunde bekommen von den Brotresten, die vom Tisch ihrer Herren fallen.“ Er erkennt die leidende Mutter und ihr psychisch krankes diskriminiertes Kind. Er kann durch alle geläufigen Verallgemeinerungen und diskriminierenden Abgrenzungen hindurchsehen und sieht den einzelnen notleidenden Menschen, der dringend Hilfe braucht. Er sieht auch den großen Glauben dieser Frau, die sich durch nichts abschütteln lässt. Das war es doch genau, was er den Landsleuten immer gepredigt hat: Kehrt um, die Herrschaft Gottes ist nahe. Glaubt an Gott. Voller Anerkennung sagt er deshalb der Frau: „Dein Glaube ist groß. Was Du willst, soll geschehen.“ Jesus hat gelernt, Glauben an seinen Vater, dass heißt immer auch Zuwendung zum einzelnen notleidenden und verlorenen Menschen, nicht nur in Israel, sondern auch darüber hinaus, Glaube an den Vater, dass heißt auch Überschreiten von gewohnten und festgeschriebenen Grenzen. Unterscheidung ist notwendig, Abgrenzung ist notwendig, aber sie darf nicht dazu führen, dass einzelnen verlorenen Menschen keine Hilfe mehr zuteil wird. Jesus hat da viel aus dem Buch des Propheten Jesaja gelernt, wo Gott spricht: „Die Fremden, die sich Jahwe angeschlossen haben, die ihm dienen und seinen Namen lieben, um seine Knechte zu sein, alle, die den Sabbat lieben und ihn nicht entweihen, die an meinem Bund festhalten, sie bringe ich zu meinem heiligen Berg und erfülle sie in meinem Bethaus mit Freude.“ Und: „Mein Haus wird ein Haus des Gebetes für alle Völker genannt.“ Letztlich überwindet die Liebe Gottes alle Grenzen und sündhaften Einstellungen. Er gibt allen Völkern bei sich Heimat und Freude. Die Frage ist nur: Will der Mensch sich dieser guten Herrschaft Gottes unterordnen? Amen.